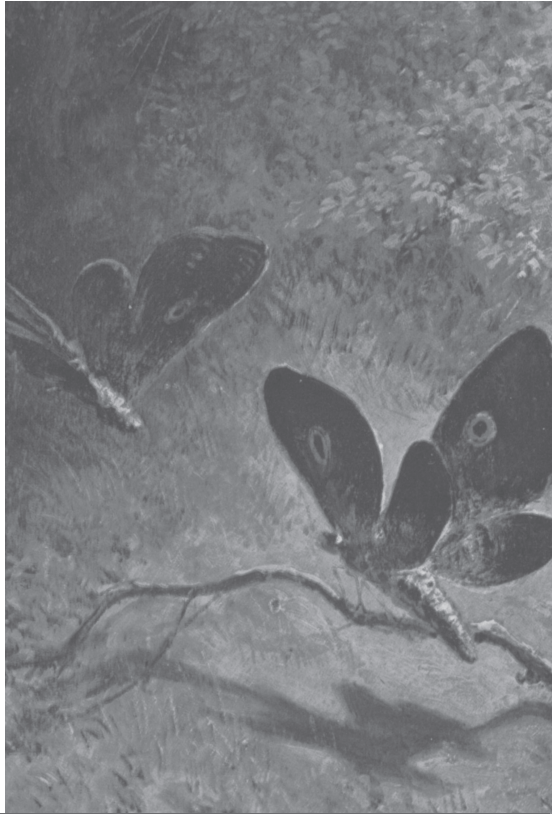


PR^{ac} SENS

Iberoromanische Texte in deutscher Übersetzung
Herausgegeben von Wolfgang Pöckl und Johann Pögl

Band 9



Narcís Oller

Der Schmetterling

Aus dem Katalanischen
übertragen von
Johann Pögl

Praesens Verlag

Gedruckt mit Förderung der Stadt Wien, Wissenschafts-
und Forschungsförderung



Coverbild: Detail aus dem Gemälde „Schmetterlingsfänger“ von Carl Spitzweg (um 1840), in: Horst Koch (ed.): Carl Spitzweg. Ramerding: Berghaus Verlag, 1976.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7069-1027-9

© Praesens Verlag
<http://www.praesens.at>
Wien 2019

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

Inhalt

DER SCHMETTERLING	7
NACHWORT	163
ERLÄUTERUNGEN	177
BIBLIOGRAPHIE	180

Narcís Ollers Roman „*La Papallona*“ erschien erstmal 1882 in Barcelona. Die vorliegende Übertragung ins Deutsche erfolgte nach der 1948 in Barcelona unter dem Titel „*Obres Completes*“ veröffentlichten Ausgabe des Gesamtwerkes. Im Ausgangstext kursiv gesetzte Wörter und Wendungen werden auch in der deutschsprachigen Version in dieser Form hervorgehoben.

Die junge Aprilsonne hatte gerade erst Barcelonas dritte Stockwerke in Licht getaucht, und eine verspielt die Bäume wiegende Prise wehte kühl vom Meer her. Noch wimmelte nicht die Schar weißbeschürzter Köchinnen mit ihren krausen Frisuren und gebügelten Krawatten, die zuvor von deren Hausherrinnen getragen worden waren, über die Boqueria, wohl aber ein Schwarm von Hoteldienern und Handwerkern, die sich um die besten Stücke stritten und um das frischeste Obst zum besten Preis. Da hasteten, aus einer der hohen Kolonnaden jenes Platzes heraustretend, drei Frauen über das Pflaster, mitgerissen vom ruhelosen Strom der Käufer, behängt mit großen Armkörben, unter deren offenen Deckeln wie aus Füllhörnern frisches Gemüse, silbern glänzende Fischschwänze und rote oder goldgelbe Früchte hervorquollen, und machten schließlich unter einem Baum der Rambla de les Flores halt, um in dessen Schutz auszuruhen.

Eine von ihnen, die Madrona, schon fortgeschrittenen Alters, war korpulent, dunkelhaarig und von riesenhafter Statur. Sie ging wie unsere Arbeiterinnen gekleidet, maulbeerfarben und grau, und sie trug ein seidenes Kopftuch, unter dem die schon spärlichen Haare hervorlugten, die auch bereits einen Schimmer von Weiß zeigten. Ihre ganze Erscheinung ließ auf eine rechtschaffene und besonnene Wesensart schließen.

Die andere war klein und pummelig, obschon von schlaffer Muskulatur. Ihr matter Teint und die Unmenge von Falten, die ihr Gesicht nach allen Richtungen hin durchzogen, wie auch der Spitzenschleier, der ihr auf den groß geblühten Umhang, den sie nachlässig übergeworfen trug, schief herabfiel, verrieten jene mühsam kaschierte Armut, die zumindest in den großen Städten Wurzeln schlägt und das ärgste Martyrium der Mühsal mit trügerischem Behagen verbrämt. Sie hatte ein Dienstmädchen an ihrer Seite, das auch schlecht gekleidet war und mit Mühe und Not den großen Korb halten konnte, der es durch sein Gewicht beinahe aus dem Gleichgewicht brachte. Und kaum unter dem Baum angelangt, schickte sie das Mädchen sogleich nach Hause, wobei sie es mit einer wahren Litanei von Befehlen und Gegenbefehlen in Verwirrung brachte, die man sich ohne die Hilfe eines Stenographen unmöglich merken konnte.

„Das Obst werde wohl ich tragen“, sagte sie schließlich zu ihr; dabei fingerte sie mit ihren runzeligen Händen an einem Kopftuch herum, dessen vier Zipfel zu einem Beutel, schwer von fülligen Gegenständen, zusammengerafft waren. „Geh’ Mädchen, geh’. Vergiss nichts von dem, was ich dir sage.“

„Ist gut, Frau Pepa. Ich gehe schon, macht’s gut“, erwiderte, schon im Fortgehen, jene arme Kleine, ein Gegenstück wie auf Bestellung zu dem Feldjäger unseres Heeres, unter dem doppelten Aspekt seiner erstaunlichen Kraft und ihrer elenden Statur.

„Kommen wir also zur Sache“, begann Madrona, während Frau Pepa ihr mit einem Ruck das Gesicht zuwandte. „Sie werden sich gesagt haben: ‚Wie stellt mich diese Frau vor der Obsthändlerin hin!‘ Nun, ich kann es schon erklären. Sehen Sie, gestern hat die Obsthändlerin bereits mit mir darüber gesprochen; aber sie hat mir gesagt, dass Sie Pensionsgäste hätten.“

„Na und?“

„Entschuldigen Sie. Damit soll nichts gesagt sein, nur dass die geschwätzigen Leute schon Bescheid wissen, und langsam macht es die Runde, nicht wahr? ... Wenn es nach mir geht, so soll jedes Ding an seinem rechten Platz sein. Das Mädchen, das ich Ihnen als Näherin anbiete, ist nicht meine Tochter, aber sie ist es so gut wie, verstehen Sie? Sie hat weder Vater noch Mutter (Gott habe



sie selig), beide waren brave Leute und gute Freunde von uns, als mein Gemahl noch lebte, Gott hab' ihn selig. Ich will sagen, als ich Toneta sah...“

„Toneta heißt das Mädchen?“

„Um Ihnen zu dienen, so Gott will. Nun, ich sagte, dass ich, als ich Toneta sah, als sie die Eltern verloren hatte, die durch ein Unglück in der *Frabik* gestorben sind, in der auch mein Mann und ich arbeiteten, an der *Dampfmaschin'* der von dem Castellfort; eine *Frabik*, dort unterhalb der Muralla de Terra, ein paar Schritte von Sant Antoni entfernt..., die heute, weil sich alles ändert, unter den Häusern der Carrer de Ronda begraben liegt, wissen Sie?...“

„Ah, ja, ja: die ein großes Gattertor hatte, mit einem eisernen Schild obenauf, nicht wahr?“

„*Ecoli quà!* Ich will also sagen, dass die Toneta damals ein Mädchen wie meine Ció war (an die fünf Jahre alt, mehr oder weniger); und als ich sie so nackt und bloß sah, wie wir sagen, was hätte ich tun sollen? Ich nahm sie zu mir. Im Haus, das ist klar, konnte keiner auch nur das Geringste dagegen einwenden, nicht wahr? Sagt man doch in so einem Fall: ‚Gibt der Herr ein Häschen, so gibt er auch ein Gräschen.‘ Es liegt in meiner Natur, dass ich..., was für Scherereien ich auch immer hatte, mich niemals habe dadurch einschüchtern lassen. Sehen Sie, wie heißt doch das *Sprüchel*: ‚Dem, der hilft, dem hilft auch Gott‘; und, wissen Sie, wenn mir das Wasser bis zum Hals steht, so sage ich mit Gottvertrauen: ‚Nur Mut und durch!‘ Und Sie können mir glauben, ich habe mich da stetsforsch herausgewunden.“

Frau Pepa, die, wie alle Geschwätzigen, die zum Zuhören verurteilt sind, die Geduld verlor, richtete ihre Sinne ein ums andere Mal anderen Dingen zu. Schon zerstreute sie sich damit zuzusehen, wie die Floristinnen daran gingen, ihre Verkaufsstände mit Staffeln von dottergelben Schnittblumensträußen vollzustellen, die sie aus den großen, tamburinförmigen Körben, in denen sie hergebracht worden waren, herausnahmen. Schon peilte sie, sich zur Seite drehend, mit ihrem Blick den Säulengang der Markthalle an, voller Farbflecke, die zwischen den Lebensmittelständen umherwimmelten gleich einem Wespenschwarm auf der Wabe.

Dann und wann fischte sie irgendein Wort aus dieser wirren Tira-

de heraus und rekonstruierte das Gespräch auf ihre Weise, ohne sich die Mühe zu machen, Erklärungen zu jenen Punkten zu verlangen, die ihr entgangen waren. Wie auch immer, die Frau Madrona schien noch lange nicht dort angelangt zu sein, worauf sie hinauswollte. Was sollte man also machen?

„Ich habe die Toneta zu mir genommen, ich habe sie mit meinen Töchtern großgezogen, und sehen Sie, wo drei essen, essen vier, und eine Elle Kattun mehr oder weniger soll uns weder ärmer noch reicher machen.“

„Sehen Sie doch!“, rief plötzlich Frau Pepa, indem sie auf einen Konvoi von *Breaks* zeigte, der sich zu jener Stunde, da wenig Verkehr herrschte, mit erdbebenartigem Getöse dem Platz näherte. Und beide blieben stehen und betrachteten die mit fröhlicher Jugend besetzten Wagen, die wie ein Blitz vorüber fuhren, ein jeder mit vier ziemlich abgehetzten und über und über mit Schellen behängten Pferden bespannt.

„Diese jungen Herrschaften fahren jetzt hinaus, und mit dem Geld, das sie für Wein und Zigarren hinauswerfen, hätte unsereiner genug, um sich ein ganzes Jahr zu kleiden.“

„Nur zu wahr. Übrigens wollte ich Ihnen sagen, dass ich die Toneta zu heiliger Gottesfurcht erzogen habe, und sollten Sie Studenten im Hause haben, so würde ich für alles Geld in der Welt nicht dulden, dass sie sie mir verderben, verstehen Sie?“

„Ach, heilige Mutter Gottes! Ich sehe schon, dass Sie mich nicht kennen und nicht die geringste Ahnung haben, welche Leute bei mir wohnen.“

„Seien Sie doch nicht gleich eingeschnappt, nicht wahr? ... Ich sage das doch nicht, um Sie zu beleidigen... Ich wollte nur sagen, dass es zu einem Fehltritt kommen könnte... und ein Mädchen ist eine Blume, ein Spiegel, der, ehe man sich's versieht, blind wird.“

„Schauen Sie“, warf die Pensionswirtin ein, wobei sie jedes Wort betonte und eine Pause machte, um zu Atem zu kommen, „Sie gefallen mir sehr, denn wir sind aus demselben Holz geschnitzt, genau demselben, meine Liebe! Was die Dienstmädchen anbelangt, verstehen Sie mich gut, was die Dienstmädchen anbelangt, so bewege ich mich den ganzen lieben Tag nicht aus dem Haus, außer um auf den Markt zu gehen. Und glauben Sie mir, diese Mühe

könnte ich mir genau so gut sparen; denn, Gott sei Dank, habe ich dort zu Hause nur anständige Leute, das, was man erlesene Leute nennt, liebe Frau! Nicht die kleinste Unverfrorenheit, nicht ein Wort mehr, als Gott erlaubt, wahrhaftig, lasse ich in meinem Haus zu! So eine bin ich! Beim ersten Mal würde ich sie alle vor die Tür setzen... Erst unlängst, vor drei Monaten etwa war's; ein *fescher* Bursche und sehr gut gebaut, den ich als Gast hatte, kommt eines Nachts mit der Ausrede, er habe sich an der Tür *g'irrt*, in mein Zimmer. Was er tun solle: die eine Nacht in meinem Zimmer bleiben? Ja? Am nächsten Morgen, kurzerhand auf die Straße und die *Sach'* hat sich. Sehen Sie, man ist Witwe, und da heißt es *zichtig* sein wie ein Mädchen, ist es nicht wahr? Am nächsten Tag die Anzeige in der Zeitung: *Eine verwitwete Dame, die in einem dritten Stock mit hellen Zimmern wohnt etc., würde einen Herrn bei voller Bedienung in der Familie aufnehmen.* Denn bei mir zu Hause, das ist keine Pension, das ist eigentlich kein Gästehaus, nein: da lebt man in der Familie. Ich bin sehr *gutmitig*, wissen Sie? Und ich behandle die Leute mit so viel Wohlwollen, dass all die jungen Burschen, die bei mir sind, schon gesagt haben: ‚Sie sind wie eine zweite Mutter!‘ Also, im *Handumdrehen* hatte ich auf die Anzeige hin das Zimmer schon belegt... vorläufig. Wissen Sie, warum ich eine Näherin suche? Damit sie mir die Kleidung der Herrn flickt und ausbessert; denn ich will nicht, dass sie zerlumpt herumlaufen, und zwei Dienstmädchen und ich können damit nicht fertig werden. Ich plage mich ab, ich schufte mich zu Tode, und sehen Sie, es bleibt keine Zeit, der Tag ist kurz. Das kannst du vergessen. Bei Tisch sind sie außerdem zu neun!“

„Neun?... Da müssen Sie schon ein ganz schön großes Stockwerk haben.“

„Neun, Frau, neun! Und noch dazu essen sie für zwanzig und zerreißen für ein Dutzend! Schauen Sie, abgesehen von dem Herrn Ignasi, einem Herrn, den ich schon an die zehn Jahre bei mir habe, der Buchhalter in der Seifenfabrik *El Esplendor* ist, abgesehen von diesem Herrn, der an die dreiundvierzig Jahre alt sein dürfte, sind die anderen acht noch keine vierundzwanzig, und Sie wissen ja, wie die Jungen futtern. Sie haben ja schon den Korb gesehen. Ich kann sie ja nicht Hungers sterben lassen, wie das die echten

Pensionswirtinnen so machen. Das ist Tatsache! Schauen Sie, ich habe unter den anderen einen jungen Mann, den Herrn Lluís, der sich sehr oft um das Mittagessen kümmert, weil ich selbst ihn darum bitte. Sehen Sie, er ist ein braver Bursch, flinker als ein Funke, gefällig, quirlig wie ein ‚Schmetterling‘, denn so nenne ich ihn, und weil er ein so nettes Wesen hat, komme ich ihm gern entgegen.“

„Ach, was für ein Küchendragoner!“, ließ sich da die Frau Madrona vernehmen, die einen kurzen Blick auf ein Mädchen warf, das, wie eine liederliche Schlampe kichernd, mit einem Artilleristen schäkerte, keine zwei Schritte entfernt.

„Sehen Sie, sehen Sie sich das an!“

Während nun das Dienstmädchen sich mit in die Hüften gestemmen Händen lachend verrenkte und die plissierten Bänder der weißen Schürze in der Luft flatterten, machte sich der Soldat daran, seine Taschen mit dem Obst aus dem offenen Korb voll zu stopfen, den jene auf den Boden gestellt hatte.

Diese Tat entrüstete die beiden Frauen derart, dass Madrona, die sich nicht mehr beherrschen konnte, das Dienstmädchen zurechtwies; und der Soldat, der so tat, als sei nichts gewesen, machte sich die Rambla hinunter aus dem Staub, wobei er eine Orange schälte. Währenddessen überhäufte Frau Pepa, durch den Abgang des Artilleristen mutig geworden, das Mädchen mit Schmähungen. Dieses aber suchte sich noch zu verteidigen, indem es die beiden im Weggehen Tratschweiber und unverschämte Frauenzimmer nannte.

„Ach was! Solch liederliche Weibsbilder gibt es haufenweise! Da sieht man, auf wen sich die Frauen verlassen, die nicht auf den Markt gehen! Die Hälfte von dem, was sie besitzen, geht in die Kasernen. Ich habe immer schon gesagt: Was für ein Unglückswurm von einem Mann, der keine Hausfrau findet! Und der Frau seines Hauses bleibt keine andere Möglichkeit, als es so zu machen wie wir, nämlich einkaufen zu gehen. Hm! Aus vielen Kerzchen wird eine Osterkerze. Hier sieht man’s wieder!“

„Nur zu wahr“, ließ sich Madrona vernehmen, die nicht darauf erpicht war, bei diesem Gesprächsthema zu bleiben. „Jedenfalls habe ich, nach dem, was Sie mir gesagt haben, keine Bedenken,



Ihnen das Mädchen zu schicken... Aber, ich sage Ihnen schon: Augen auf, he? ... Denn die Jugend von heute macht mich zittern, und sowohl der Toneta als auch meinen Mädchen habe ich verboten, sich mit Männern abzugeben. Die Zeit der Kopfschmerzen kommt früh genug! Vorläufig will ich sie nicht an der Seite von Männern sehen, und schon *gar nich'* neben solchen, die nicht unseres Standes sind, verstehen Sie? ...“

„Gut. Und... kann es schon nähen, das Mädchen? Ich will sagen, kann es steppen, heften, also all das, was nötig ist, sobald eine eines Tages auf die Idee kommen sollte, sich ein Kleid zu nähen.“

„Davon wird sie wohl genug können, hat sie doch bis heute für *Casmin* gearbeitet; und immer wenn sie dort mit der Arbeit ins Gedränge kommen, bringen sie diese immer noch zu ihr, als Heimarbeit.“

„Also, warum habe Sie es von dort weggeholt?“

„Ja, nun... sehen Sie. Wir wurden von den Herren von Castellfort stets sehr unterstützt. Seit dem Unglück, von dem ich Ihnen erzählt habe, waren sie immer wie ein nachsichtiger Vater zu uns, *drum* kann ich ihnen gegenüber niemals nein sagen. Der *Alte* ist gestorben. Sein Sohn, der Miquel, ist ganz der Vater: ‚Madrona, was wollen Sie? ... Hier haben Sie es!‘ Und, meine Liebe, das zählt viel bei den Armen! ... Don Miquel hat geheiratet, und sein Frauchen, das ein Engel auf Erden ist, hat *wollen*, dass die Toneta ihr zur Hand geht, und hat mich gebeten, dass ich sie ihr ein paar Tage in der Woche überlassen möge. Was sollte ich sagen? ... Aber nun folgt daraus, dass man sie bei *Casmin* nicht will, wenn man sie nicht jeden Tag verlässlich haben kann, und jetzt müssen wir zusehen, dass sie in dem einen oder anderen Haus ihren Tageslohn zusammenbringt... Andererseits... nun schön, also: Sie wollen sie am Montag, nicht wahr? ... Carrer d’En Roig haben Sie mir gesagt?“

„Ja, beim Türchen zur Schusterwerkstatt. Dass sie mir ja zeitig kommt, he?“

„Sie wird es nicht verpassen, haben Sie keine Angst. Gehen wir, ich freue mich sehr, Sie kennen gelernt zu haben... Wollen einmal sehen, ob Sie mit ihr auskommen werden, wollen einmal sehen.“

„Na, ich denke schon. Machen Sie’s gut. Kommen Sie mich einmal

besuchen, wenn es sich gerade ergibt, um ein bisschen zu plaudern.“

„Ja, so Gott will.“

Und die eine wie die andere entfernte sich, um alsbald im Gewimmel der Leute zu verschwinden, das in dem Maße zunahm, in dem die Sonne ihre goldenen Strahlen auf die Blätter der Platanen senkte und sie zwischen die bloßen Stellen des Laubwerks einwebte, das die schöne Rambla wie eine hoch gewölbte, kühle Weinlaube beschattete.

II

Lluís, den Frau Pepa erwähnt hatte, studierte seit vier Jahren die Rechtswissenschaften und war tatsächlich ausgesprochen sympathisch. Da ihm weder daran lag, den Lackaffen abzugeben und, behandschuht und fein herausgeputzt, hin und her gestoßen spazieren zu gehen, wie man in Barcelona spazieren zu gehen pflegt, noch ihm das Leben in den Salons und Cafés behagte, genoss er es, außerhalb der noblen Stadtviertel zu wohnen, und seit er mit Vollpension in der Carrer d'En Roig untergekommen war, fühlte er sich wie der Fisch im Wasser. Alsbald sah er, dass die Hausherrin ihm freundliche Augen machte, dass es in jenem Viertel eine Menge munterer Handwerkerinnen gab; und sobald er auf den Balkon seines Zimmers hinaus trat und die Feilen quietschen, die Hämmer auf den Ambossen klirren und aus all den Türen jener Straße mit ihren Werkstätten und Läden den misstönenden Arbeitslärm entweichen hörte, da schien es ihm, als erreichte seine Sinne ein Hauch von Ripoll, seinem Heimatort, so dass er sich wieder ganz jung fühlte und sein Herz weit wurde.

Bescheiden in seinem Auftreten, vergnügt wie ein Paar Kastagnetten und mit mehr Gescheitheit ausgestattet als ein Brevier, weshalb er jeden so behandelte, wie es dessen Art verlangte, war er im ganzen Viertel bald obenauf. Er ging in allen Häusern aus und ein, als wären es seine, scherzte mit jedermann, gab Ratschläge, wenn